



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1951

Faust, Philipp Die richtige Kelle

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93950](#)

Die richtige Kelle

Am nächsten Lohntag nach der Gesellenprüfung kaufte Wilhelm Steinhauer sich eine Kelle. Schon den ganzen Tag trug er sich mit dem Vorsatz. In der Stadt suchte er nach dem richtigen Geschäft. Viele ähnliche hatte er schon besichtigt, aber sie erschienen ihm alle nicht gut genug. Endlich fand er eines, in dem Hämmer, Kellen, Wasserwaagen, Beile und Sägen in den Schaufenstern lagen. Hier muß die Auswahl groß sein, dachte er und ging hinein. Ein junger Verkäufer kam ihm entgegen: „Sie wünschen?“ sagte er freundlich. „Eine Kelle“, meinte Wilhelm. „Eine Maurerkelle. Es ist aber eine ganz bestimmte, und ich weiß nicht, ob Sie die haben.“

„Wir haben alles“, belehrte ihn der Verkäufer. „Wie soll sie denn aussehen?“

„Sie soll gar nicht aussehen“, sagte Wilhelm verlegen. „Es muß nur die rechte sein.“

Der Verkäufer beugte sich unter den Ladentisch. Wilhelm überlegte, welche Kelle er sich kaufen solle. Diejenige seines jetzigen Spannmannes war fast doppelt so groß wie die seine. Im Laufe der Tage hatte er beobachtet, wie dieser zum Versetzen von drei Steinen nur zweimal in den Kübel stach, während er dreimal hineinstechen mußte. Die Ersparnis dieser Bewegung sollte ihn dazu bringen, verschiedene Steinköpfe mehr zu setzen, als es ihm bisher gelang. Seine jetzige Kelle war fast noch so gut wie neu, aber er wollte sie nicht mehr gebrauchen. Außerdem hing sie nach rechts über die Hand. Bei ihrem Einkauf hatte er so weit noch nicht gedacht. Der schöne neue Stahl hatte ihn geblendet, und der glatte rote Griff schien seinesgleichen lange suchen zu müssen. Wie er den ersten Stein mit ihr setzte, spürte er schon ihren Mangel. Mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, doch den Stahlton, den er von ihr verlangte, brachte sie nie hervor. Seines Vaters Vorarbeiter Rudolf hatte eine Kelle mit einem wunderbar tiefen Klang. „Bam“, sagte sie jedesmal, wenn er einen Stein mit ihr gesetzt hatte, während die Kellen der anderen nur „bim“ sagten. Noch nie hatte er diesen Ton so gut gehört wie jetzt in der Ferne. Sie war die Königin aller Kellen. Eine ähnliche wollte er auch haben. Der Verkäufer schaute über den Ladentisch: Welche Kelle er sich wünsche, eine viereckige oder eine dreieckige?

Eine dreieckige natürlich, das seien die Maurerkellen, sie müsse aber groß sein.

„Vielleicht nehmen Sie eine Schaufel?“, wurde der Verkäufer witzig. Wilhelm sah ihm in die Augen. Wenn sie einer Kelle gleiche, wäre es ihm auch recht, sagte er ernst. Zum andernmal erschien der Verkäufer schneller über dem Tisch und legte eine Anzahl Kellen vor ihn hin. Wilhelm nahm sie alle einmal in die Hand, wog die

eine und drehte die andere. Zögernd legte er die letzte wieder auf den Tisch:

„Haben Sie keine andern?“

„Sind sie nicht groß genug? Oder was fehlt ihnen?“

„Groß genug sind sie, aber sie müssen auch in der Hand hängen. Und dann kommt es auf den Stahl an. Man hört es am Klang, ob er gut ist.“

Der Verkäufer stand schwankend hinter seiner Theke. „Mm“, meinte er, „da müßte ich sie ja alle einmal hervorholen?“

„Ist nicht nötig“, stotterte Wilhelm. „Ich könnte ja einmal woanders zusehen.“

„Wo Sie doch einmal hier sind“ — der Verkäufer brachte jetzt alle seine Kellen hervor. Wilhelm wurde erdrückt von dem Stapel. Immer noch einmal griff er hinein, zog eine heraus und legte sie kopfschüttelnd wieder hin. Im Laden wartete ein neuer Kunde. „Sie bedienen sich schon“, sagte der Verkäufer und wandte sich an den Kunden. Wilhelm konnte wirklich nichts finden. Immer wieder sah er nach dem Bedienenden und dann zu den Kellen. Einmal sah dieser darüber. „Es ist nichts dabei“, sagte Wilhelm schnell.

„Es tut mir leid“, meinte der Verkäufer mit einem verständnisheischenden Blick nach dem Kunden. „Vielleicht versuchen Sie es doch einmal woanders.“

„Entschuldigen Sie“, stotterte Wilhelm und stolperte aus dem Laden. Geschäftsleute waren doch eigene Menschen, und er wollte sich nicht wieder mit ihnen einlassen. Wie er aber weiterging, stand er unversehens vor einem Geschäft, dessen Auslage, zwar kleiner, ihn anheimelte, er wußte nicht warum. Die feine Ordnung der großen Schaufenster schien man hier nicht zu kennen. Wild und fast sinnlos lag alles durcheinander. Eine Axt guckte durch eine Säge. Maurerhämmer lagen in den Griffen der Kellen, man brauchte sie nur aufzunehmen und konnte mit ihnen auf das Gerüst steigen. Wilhelm beabsichtigte nicht mehr eine Kelle zu kaufen. Vielmehr ging er in den Laden, dem Menschen dort drinnen zu sagen, wie schlecht man hierorts mit Kellen bestellt sei. Hinter der Theke saß ein Alter mit einer Brille. Über sie hinweg sah er den eintretenden jungen Mann und fragte nach seinem Begehr.

Eine Kelle könne er haben, auch eine gute, und wenn es sein müsse, sogar die richtige.

Wilhelm war jetzt ganz sicher. Ob er es so bestimmt wisse, meinte er ein wenig von oben herunter.

Der Alte hob den Kopf und betrachtete den jungen Mann durch seine Brille. Er hoffe es wenigstens, sagte er schon bedächtiger. Welche wünsche er sich zu beschaffen, eine schnelle oder eine langsame?

„Eine schnelle natürlich“, sagte Wilhelm und wurde ganz groß.

Welche Stimme er bevorzuge, eine dunkle oder eine helle.

„Schnell und dunkel“, meinte Wilhelm schon bedeutend kleiner.

Schnell und dunkel, erörterte der Alte, das wäre freilich schwer. Bei den großen werde der Stahl gezogen, und sie klängen immer heller. Belasse man ihn einmal dicker, dann wäre die Kelle zu schwer und könnte nicht als schnelle angesprochen werden. Feiner Stahl und volle Größe seien eine große Seltenheit. Er müsse einmal nachsehen. Vorgestern habe ihm die Schmiede eine Sendung geschickt. Bisher sei er noch nicht dazu gekommen, sie auszupacken. Bei den übrigen wäre die gewünschte nicht zu finden. Wenn er Platz nehmen wolle, er ginge hinten zum Lager.

Wilhelm fühlte eine seltsame Erwartung. Während der Alte draußen war, betrachtete er sich die Werkzeuge. Eine schöne, schlanke Wasserwaage stach ihm ins Auge. Wenn der Kellenkauf mißlang, wollte er in der nächsten Woche vorbeikommen und diese mitnehmen, dann hatte der Mann etwas für seine Freundlichkeit. Mit diesen Gedanken stand er vor einem Glaskasten, in dem Lote ausgestellt waren. Eines aus Messing blitzte und blinkte. Der wiederkehrende Alte, er hatte eine einzige Kelle in der Hand, sah den Blick Wilhelms.

„Ja“, meinte er, die Unentschlossenheit auf seinem Gesicht erkennend, „ein solches Lot kauft man nur einmal. Wenn Sie es mitnehmen wollen? Ich werde kaum etwas daran verdienen.“

„Was soll es denn kosten?“ fragte Wilhelm mehr aus Neugierde.

„Für drei Mark gehört es Ihnen.“

„Das ist billig“, sagte Wilhelm. „Aber ich habe ein anderes, ein altes von meinem Vater. Das läge mir dann im Weg, und das geht nicht.“ „Mm“, meinte der Alte. „Ich habe mir etwas Ähnliches schon gedacht. Ich war auch mal ein Maurer. Hier ist die Kelle. Soll ich sie einpacken — oder hören Sie erst noch auf ihren Klang?“ Mit dem letzten Wort stieß er sie auf den Boden. Wilhelm hörte einen reinen tiefen Ton. Fast glich er dem einer Glocke.

„Die nehm‘ ich“, rief er und streckte die Hand über die Theke. Freundlich gab ihm der Alte die Kelle. Wie einen Strahl wirbelte Wilhelm sie um die Hand. Sein Gesicht wurde hell.

„Ja, das ist sie“, lachte auch der Alte. Wilhelm schnickte im Raum einmal hierhin und dahin, als stehe er schon an der Mauer.

„Soll ich sie einpacken?“, erinnerte ihn der Alte an sein Dasein.

„Ja, doch“, sagte Wilhelm, legte die Kelle auf die Theke, zog seine Börse und beglich die Schuld. Beim Einpacken sah er dem Alten auf die Hände. Erst, als er aus dem Laden war, fühlte er sich ganz sicher. Er drückte die Kelle unter den Arm und ging nach Hause.

Philipp Faust